

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

147 (27.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Ohnesorge

Eine Vagabundengeschichte

Das war um jene Zeit, als ich wie ein Bagaad durch Deutschlands Wälder wanderte und mich kaum beschwerter fühlte als eine Libelle.

Eines Tages begegnete mir ober auf den rauhen Höhen der Rhön ein Vagabund, der war das Tollste an Sorglosigkeit, was man sich vorstellen kann. Wir begrüßten uns, ruhten am Grabstein und schwatzten.

„Nun Kamerad, wo gehst du hin?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht.“

„Wo kommst du denn her?“

„Das weiß ich auch nicht. Es ist mir ganz egal, ob der Ort, wo ich gestern Nacht geschlafen habe, Himmel heißt oder Bammel.“

Er war gut gewachsen und seine Kluft war tadellos. Sein ganzes Gesicht bestand in einem groben Waldknüttel, den er, wie Herkules die Keule, geschultert trug. Er krochte vor Wohlgenährtheit und seine grauen Spitzbubenaugen leuchteten vor Lebensfülle. Wangen und Stirn waren von Luft und Sonne braun geröstet und sein dicker Schnurrbart glänzte wie gewischt. Er gehörte bestimmt nicht zu den Strohdornen, die von trockenem Getreide und einer gestohlenen Röhre lebten, denn er war ein kräftiger junger Bursche, der vor Gesundheit strahlte.

Wider kann man seine Sprechweise vor gestifteten Lesern nicht wiederholen; die Letztern der Sekundarstufe würden sich vor Enttäuschung häuten. Er war ein Klassiker der Volkspornographie und erzählte mit einer lächerlichen, höllischen Farbigkeit. Ich glaubte ihm gern, daß manche Weibsbilder vor seiner überhörsamen Deutlichkeit laut aufschrien und danonkiefen, daß die meisten aber von so viel überprüdelnder animalischer Begierde wie hypnotisiert dastanden und ihm, von einem Schauer der Freude und Angst getrieben, willenlos zusehnen. Er hatte schon mehr Kindern zum Leben verholpen als August der Starke, und wo immer er wollte, hatte er einen drallen Bettstich.

Mit 17 Jahren war er bereits Vater, wurde deshalb zum Elternhaus hinausgeworfen und lebte nun seit 19 Jahren auf der Landstraße. Ihm gehörte scheint die ganze Welt; er fühlte sich jedenfalls überall heimlich. Er bekam allerorten das beste Essen, und selbst in Gegenden, wo keine Hölle mehr fast geworden wäre, fand er eine reiche Tafel. Wenn man ihm aber in einem Dorfe, wo er zu essen wünschte, eine gute Mahlzeit weigerte, nahm er sie sich. Auf folgende Weise:

Kast hinter jedem Dorfe sieht man Enten und Gänse frei herumspazieren, die nie so eng an ihrem Geschäft stehen wie die Hühner. Der Vagabund packte einfach in ein Federweid und drehte ihm im Nu den Hals herum. Er hatte das sein heraus, ohne daß es aufsehenerregendes Geschick gab. Mit seiner Beute schlau er sich in das nächste Wäldchen und schnitt dem toten Vieh Hals, Kopf und Beine ab, die er wegwurf. Untermegs rollte er den Rumpf in eine dicke Lehm- oder feuchte Erdschicht ein, die es ja überall gab. Diesen Klumpen trug er, in Papier eingewickelt, unterm Arm, und wenn er das Pech hatte, einem neuartigen Gendarm zu begegnen, konnte der nie auf die Idee kommen, daß der Klumpen eine geraubte Ente barg. Wenn abends das Viehzeug heimtrabte und ein Stück vermisst wurde, was keineswegs immer der Fall war, schoben die Bauern die Schuld auf die mörderischen Automobilisten. Und der Vagabund war längst über alle Berge.

Im Walde las er ein paar Steine auf, die er zu einem primitiven Herd schichtete, sammelte genügend Holz und warf, wenn es lichterloh brannte, den Lehmklumpen ins Feuer. Der wurde solange gewendet, bis er brüchig und rissig wurde und feinbart gebacken war. Nach höchstens zwei Stunden, wenn es durch die Sprünge und Risse zu dampfen begann, war die Mahlzeit fertig. Nun klopfte er die Lehmkruste ab, und mit ihr ging zugleich das ganze Federweid samt der Haut herunter. Das im eigenen Fett

gedünstete Vieh brach er auf, entfernte mit einem geschliffenem Riß die tosenden Eingeweide, und der duktende Braten, mit Salz und Pfeffer bestrich, war mundaerecht. Während dieser Zubereitung darf er ein paar vom Ader getraute Kartoffeln in die Glut und ließ sie drin liegen, bis sie vor Weichheit unterbrochen wollte, und wenn er die Eintönigkeit dieser Mahlzeit unterbrochen wollte, legte er zuweilen noch ein paar fliehende Eier ins Feuer, die er röstete und sich ebenfalls als wirrende Aufsatz.

Solchen Braten ließte er sich drei oder viermal wöchentlich vom Frühjahre bis zum Spätherbst. Vom Sommer an wuchs ihm sogar reichlicher Nachschuß auf den Bäumen; es gab abwechselnd Kirsliden, Pfäumen, Birnen, Apfeln, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben und Nüsse.

Im Winter hatte er andere Nahrungsquellen.

„Sinken und Wüste gibts überall“, kostete er.

„Aber die gehen doch sicher nicht auf der Landstraße spazieren.“

„Nein. Aber wenn ich sie irgendwo erblicke, hypnotisiere ich sie, bis sie vor Schreck von der Stange fallen. In der Regel bin ich im Winter aber immer im Süden. Dort ist genau so gut für mich bedekt. Sobald die Vögel abziehen, hau ich ab und wandere los.“

Mit solchen Methoden der Selbstverköttung war er kreuz und quer durch halb Europa gewandert, ohne je die Bahn zu berühren. Mit der Bahn passiert zu viel Unglück. Auf meine Feine ist besserer Verlaß. Städte meide ich; vor Städten hab ich Angst.

„Du hast also doch Herzen“, sagte ich.

„Herzen?“ fragte er, als ob es ein nie vernommenes Fremdwort sei. „Was ist denn das? Nein, ich meide die Städte, weil auf dem Asphalt nichts wächst. Ich habe nur Angst vor dem Hunger.“

Es gibt in den Städten so viele Menschen, die vor lauter Hunger nie auf die Toilette bangen. (Er drückte sich schrecklich gemäßlich aus.) Wozu brauchen die denn die Kanalisation?

„Nun tippest du schon awanzig Jahre durch die Welt“, sagte ich.

„Soll du dir denn niemals Sorgen gemacht?“

„Man nennt mich „Ohnesorge“. Sorgen sind Seelenwunden. Wer nimmt denn Sorgen mit auf die Bahse?“

„Du lebst also immerzu von Raub?“

„Ich mache es gerade so wie die reichen Leute. Ich lasse andere für mich arbeiten, um selber gut zu essen.“

„Wo hast du denn die feine Kunst her?“

„Es gibt Weiber, denen ich den Mann erkehe; denen mach ich es Spaß, mich fein einzukleiden. Man läßt den Kindern gern ihr Vergnügen.“

„Sollst du denn überhaupt kein Ziel?“

„Doch. Täglich mein gutes Essen zu haben und eine Weibe. Gibts außerdem noch was?“

„Hoho! Um der Ehre einer alten Kommode zu werden? Mich von einem Topf und Beien abhängig machen, weil sie mein sind? Glaub mir es, Kamerad, unter tausend Menschen gibts kaum einen, der nicht gern ebenso leben möchte wie ich. Aber sie trauen sich nicht. Ihr ganzes Leben lang sind sie an ihren Tisch und an ihren Kleiderkasten gefesselt und bleiben armeliche Galeriensträflinge eines Büfets. Für solchen Schnofes orierte ich meine Freiheit nicht.“

„Aber es ist doch eine ganz bequeme Knechtschaft.“

„Waa fein! Ich siehe jede Art Leben in Freiheit der allfälligen Knechtschaft vor. Heim! Lobhaft! Wenn wüßten denn die Möbelkram zufällig ein Weibsbild rumwimmelt und ein paar Göttern, nennens sie es Heim. Nun, meine Kinder werden auch ohne mich groß. Und was die Weiber anbetrifft, wenn der Mensch schon mal so ist, daß er nach Abwechslung Verlangen hat, Weiber gibts überall genug. Und alles übrige ist nicht der Rede wert.“

J. E. Porst.

Tagung des Weltrundfunkvereins

Unter dem Vorsitz von Sir Charles Corderell (British Broadcasting Corporation, London) fand die diesjährige Jahrestagung des Weltrundfunkvereins in Montreux statt, an der Vertreter von 16 europäischen Rundfunkorganisationen und von 10 europäischen Telegraphenverwaltungen teilgenommen haben. Als Beobachter waren ferner Vertreter der beiden größten amerikanischen Rundfunkvereine sowie der Sowjetunion, außerdem der Direktor des Welttelegraphenvereins und ein Vertreter des Völkerbundes anwesend.

Die Ueberlieferungen eines Rundfunksenders hervorgerufen können, behloß der Verein, bei seiner Brüllener Uebertragungsstelle neben den seit mehr als fünf Jahren für die allmähliche Ueberwindung der Stabilität der Präzisionsinstrumente noch ein neues Gerät aufzustellen, das dazu dienen soll, auf einem Papierstreifen die bei den Sendestellen etwa hervortretenden Reaktionen zur Uebersteuerung aufzuzeichnen.

Ueber andere technische Fragen, wie z. B. über die Wirkungen der Fern- und Sendeanennen, den mittelfreien Bereich der Rundfunkwellen und gewisse mit den Jahreszeiten zusammenhängende Wirkungen, werden die Untersuchungen fortgesetzt werden. Ganz besonders wurde geprüft, mit welchen Mitteln diese und auch andere Untersuchungen denen der durch die äußerst schnelle Entwicklung geschaffenen Notwendigkeiten am wirksamsten und schnellsten ausgeführt werden können.

Zu den Untersuchungen, die auf künstlerischem Gebiet gemacht werden, gehört u. a. eine solche über die Möglichkeit, bei jeder Geselligkeit die dem Lande eigenümliche Musik zu sammeln. Es wurde in bestimmtem Verlaufe empfohlen, nach dem diese wenig bekannten, aber sehr interessanten Werke allmählich zusammengetragen und nach Klagen der europäischen Hörer verwendet werden können. Ferner wurde in Zusammenarbeit mit den für den Programmataustausch verantwortlichen Programmleitern erörtert, wie der Austausch von Land zu Land möglichst fest und gestaltet werden kann.

Die juristischen Fragen wurden u. a. der Schutz gegen gewerblische Ausnutzung des Rundfunks sowie die Rechtsverhältnisse der Rundfunkfernübertragungen behandelt. Die nächste Tagung des Weltrundfunkvereins wird erst nach der Madrider Weltrundfunkkonferenz stattfinden.

Badisches Landestheater

Die letzten Tage der Spielzeit bringen als Wiederholungen am Montag, den 27. eine Volksbühnenvorstellung von „Der Sonnenundergang“ von Gerhart Hauptmann; am Dienstag, dem 28. von Müller-Schöllers Komödie „Schneider Wibbel“ und am Mittwoch, dem 29. von „Dreimäderlhaus“. Als Abschluss des Spieljahrs am Donnerstag, den 30. Juni, geht neuerinstudiert Donizettis Spieloper „Die Regimentstochter“ zum erstenmal nach langjähriger Pause wieder in Szene. — Siernach heißt das Landestheater in Mitte September geschlossen. Die Operntendervorstellungen im Städtischen Konzerthaus beginnen am 2. Juli 1932.

Das Badische Landestheater wurde eingeladen, mit dem Spiel „Im weissen Röckl“ in Spanien zu gastieren. Der Plan ist sich aus weitestmöglichen Gründen leider nicht verwirklichen.

Was mancher nicht weiß

Bei Knaben zwischen neun und zwölf Jahren und bei Mädchen zwischen zehn und dreizehn wird häufig eine Art von antischemischen Gedächtnis beobachtet, das man bei Erwachsenen sehr selten findet. Die Betroffenen betrachten ein Bild oder eine Landschaft eine halbe Minute, schließen dann die Augen oder blicken auf eine glatte graue Fläche und können ein in allen Einzelheiten genaues Erinnerungsbild heraufbeschwören. Es kommt vor, daß sie Dinge sehen, die sie vorher bei wirklicher Betrachtung gar nicht bemerkt bemerkt hatten, wie etwa die Nummer einer Straßenbahn, ein Radenschild oder Ähnliches.

Heiterer Roman eines Großstadthundes

JOH. FERCH
PURZL

22 Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Alles Wissen, alle Philosophie und andere Weisheiten sind ein Nichts gegenüber den Auserungen der harten Wirklichkeit. Die Predigten von der Verpflichtung der Reichen gegenüber den Armen, des Satten gegenüber dem Hungerigen, des gesicherten Sorglosen gegenüber dem unter unerträglichen Sorgen Zusammenbrechenden bleiben leere Worte ohne den Zwang zum Selbstleben des Traurigen.

Warum muß ich hungern, indessen die anderen sorgenfrei leben? Wenn sich einst alle entbehrenden Menschen diese Frage stellen werden, wird die neue Ordnung geboren sein.

Wir sind in einem neuen Heim — im dritten Stockwerk einer Zinskasernen, in einer Mietkammer. Die Hauptwohnung birgt eine große Familie, alle drängen sich wie in einer Höhle zusammen, der Alltag ist eine einzige große Sorge.

Ich schlüpfte durch das Gerdimmell, das mir in den Erinnerungsbildern der Villa und des großen Gartens noch enger begrenzt erscheint. Binnen einiger Tage habe ich mich eingewöhnt und bin zum Schmarotzer geworden. Wenn ich bitte, teilen alle den kargen Bissen, den sie haben.

Ich kämpfe schwer gegen einen Gedanken an, wie sagte doch Wernhart, ein Ueberzähliger zu sein, der sich von den andern erhalten läßt. Aber ich bin hier, also habe ich ein Recht auf das Leben. Und tröste mich mit dem Bewußtsein, einer der vielen zu sein, in deren Leben die Wolken eingebrochen sind, denen wieder die Sonne folgen wird.

Niemand von den Sorglosen ahnt, wieviel Sehen nach dieser Sonne in den Messias träumen, der das Glück bringen soll.

Ein Ingenieur legte einmal Reichert dar, es werde in der Zukunft doch gelingen, die Wärme der Sonne als Kraftquelle zu verwenden. Wenn es einmal klugen Menschen gelingen wird, das Sehen der vielen Entbehrenden, die Hoffnung auf ein glückliches Leben, als Kraft zu verwenden, werden die Wolken, die Elendes heime und die mit Sorgen gefüllten Zinskasernen verschwinden. Wir werden uns nicht mehr als überzählig betrachten müssen.

Den enge Schube am meisten schmerzen, der würde ein verständnisvoller Schuhmacher sein müssen. Die Leute meiner Umwelt, die schwer an den Rötten einer verworrenen Ordnung leiden, werden dereinst gute Baumeister einer neuen Welt werden.

Unser Haus beherbergt dreißig Parteien und zwölf Hunde. Die Armut bietet eine scharfe Konkurrenz, das wenige muß unter zu viele aufgeteilt werden. Not macht nicht nur rebellisch, sondern auch erfindert. Ich verwende die Erziehung durch den Maler und besuche fremde Häuser, trage an den Türen — hinter denen kein Artgenosse mir den Krieg erklärt. Deffnet sich die Tür, sitze ich bit tend und ernte oft gute Bissen.

Häufig begegne ich einer fellsamen Erscheinung. Man will die ganz gewöhnliche, aber schmerzliche Not, den Hunger, nicht erkennen, also nicht die Hauptgrundlage der bittersten Sorge. In den großen Mietshäusern sind die Menschen nicht anders wie die der sorglosen Heime. Das Bestreben, im Geschehen den andern zu erfreuen, durch Genüsse den Alltag des Besessenen zu verschönen, ist dem Menschen eingeboren.

Ich bitte mit knurrendem Magen, ersehne einen Knochen oder ein Stückchen Fleisch — und erhalte Zucker und süße Pasteten, indessen mich die Gerüche der Küchen betäuben und meinen Hunger vergrößern. Es ist wie ein furchterlich irrendes Gesetz, daß die Satten den Hunger der andern nicht voraussehen und ihn — als nicht erwidrigenswert — nicht beachten.

Genieß sind Süßigkeiten willkommen, aber auch dafür müssen die Voraussetzungen — ein zufriedengesellter Magen — vorhanden sein. Darauf beruht auch die sehr kluge Ansicht, daß dem Schönheitsverfehlen, der Kultur und der Bildung ein voller Magen vorausgeht.

Das Mitleid und die Liebe zum Hund sind bei den meisten Menschen in reichem Maße vorhanden. Täglich erhalte ich Beweise, nur selten verjagt man mich. Meine Erfahrungen lehren mich, außen vornehm ausgestattete Häuser zu meiden. Meist ist schon das Betreten dieser Häuser mit Schwierigkeiten verbunden.

Ich glaube nicht, daß die Portiere geborene Hundeseinde sind, wahrscheinlich haben sie die aufgetragene Pflicht, eins fernzuhalten. Ja, es fehlt in solchen Häusern die Sehnsucht nach der Sonne, nach einer schöneren, menschenwürdigen Zukunft. Nur diese macht verlebend.

Der Geiger sagte einst im Gespräch mit dem Maler, Prinzipien seien der Ausdruck der Einsalt. Das Leben biege und forme fortwährend und lasse sich nicht in ein Schema pressen. Ich rebelliere dagegen innerlich, weil ich vom Mund anderer Menschen wieder vernahm, Prinzipienlosigkeit sei gleich Geisteslosigkeit. Und doch hat der Geiger recht. Wir sind alle leicht zu beeinflussen und dann geneigt, eine kleine Erfahrung als Maßstab für zukünftiges aufzurichten.

Ein bißchen entgegengebrachtes Mitleid, ein flüchtiges Streicheln, ein wenig Nahrung, ein Stück Zucker oder einige schmeichelnde Worte verführen uns zu der Grundausfassung, der Mensch sei gut. Nein, er ist nicht immer gut, er ist auch schlecht.

Heute lodt mich ein Mann an sich, streichelte mich, ich nahm dankbar die Günstbezeugungen an. In der gegenwärtigen Umwelt läßt jede Neigungsaussprechung die Sorgen vergehen. Der Mann kraute mich am Hals, ich dehnte mich im wohligen Behagen, er öffnete das Halsband und den Reißfleck und nahm sie an sich; dann entfernte er sich und verschwand um die Ecke, um nicht mehr wiederzulehren.

Er hatte mich bestohlen unter der Maske der Tierfreundschaft. Was wird die ehemalige Portierin sagen?

Ich liege, gekränkt und gedemütigt, unter dem Tisch der armenlichen Kammer, nach einer der bittersten Szenen, die ich je erlebte. Die Frau schrie und weinte, prügelte mich, hieß mich einen idiosynkratischen Hund und hätte mich noch weiter geschlagen, wenn sie nicht der Herr daran gehindert hätte.

Dem eintretenden Wohnungsinhaber wird der Diebstahl an mir mitgeteilt. Die Portierin zeter:

„Und der blöde Hund läßt sich alles ruhig wegnehmen. Was sagen Sie dazu?“

Der Gast wiegt den ergrauten Kopf:

„Ich meine, daß der Hund daran keine Schuld trägt. Eigentlich wäre es eine schlechte Justiz, die den Bestohlenen zur Verantwortung zieht. Nicht wahr?“

Die Portierin verteidigt sich:

„Er hätte sich doch zur Wehr setzen können?“

Der Portier nimmt — wie immer — für mich Partei:

„Ein Hund versteht doch die Gaunereien der Menschen nicht.“

„Gehr richtig“, fügt der Gast hinzu. „Er ist doch nur ein vernunftloses Tier. Wissen doch die meisten Menschen nicht, wie man sie bestiehlt und daß gerade die Armut am meisten bevuchert wird.“

Das ist doch eine uralte Erfahrung. Würden wir die Hunde über die menschliche Erbarmlichkeit aufklären können, würden sie uns berechtigt zerfleischen.“

Der Portier läßt das Haupt auf die Brust sinken. Er kam noch immer nicht den jähren Umsturz der Verhältnisse verwinden. Der Ausdruck der milden Hoffnungslosigkeit läßt mich die Prügel und meine Menschenfeindschaft vergessen. Er seufzt:

„Immer betriegt man die Armen.“

Der Gast läßt schneidend:

„Sie sind die Mehrheit und versprechen den meisten Gewinn.“

„Ist es nicht gleich, ob der Gauner das Halsband stiehlt, oder das Geßel nur die Kleinen trifft, die Großen aber laufen läßt? Und wie ertragen alles ruhig. Wie können wir von einem Hund verlangen, daß er klüger als die Menschen ist?“

(Fortsetzung folgt.)